

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Die Frauen und die Geschenke.

Von Pierre Weber (Paris).

Ein Sprichwort sagt: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.“ Sie halten vor allem die Geschäfte aufrecht — zumal in diesen Tagen, da die bedauernswerten „Herren der Schöpfung“ von dem schweren Schicksalschlag betroffen werden, schenken zu müssen. Denn es steht seit Ewigkeiten fest: Besagte Herren haben ihren Damen zu bestimmten Terminen Geschenke zu machen. Möchten sie aber selbst beschenkt werden, so wird ihnen schon dieser Wunsch sehr übelgenommen. Worin hat diese Verschiedenartigkeit der Beurteilung ihren Grund? In der Heiligen Schrift stehen in dem Kapitel, das vom Sündenfall handelt, die denkwürdigen Worte: „Sie erkannten, daß sie nackt waren.“ Ein erschütterndes Wort, die moderne Eva übersetzt es zu ihren Gunsten folgendermaßen: „Liedling, ich habe nichts mehr zum Anziehen.“ Deshalb vermutlich sind die Feigenblätter so sehr im Werte gestiegen.

Haben Sie schon einen Augenblick überlegt, welche Sturmflut von Ausgaben im Dezember sich über unser wehrloses Haupt ergossen hat? Erinnern Sie sich nur: Erstens der Steuerrest, zweitens andere terminierte öffentliche Abgaben, drittens rückständige Rechnungen, viertens die Weihnachtsgeschenke, fünftens die Neujahrgeschenke! Wieviel Geld kommt jetzt ins Rollen, aber merkwürdigerweise scheint niemand wirklich etwas davon zu haben.

Die Frauen haben eine wunderbare Geschicklichkeit, Geschenke zu provozieren. Manchmal finden sie aber einen noch geschickteren Partner. Als ich im Olympiatheater in Paris meine Bearbeitung des „Prinzen von Birken“ spielen ließ, hatte der Direktor den freundlichen Einfall, sich aus Amerika eine ganze Eskadron der hübschesten jungen Mädchen für die Songs of Cities in diesem Stück kommen zu lassen. Diese hübschen Amerikanerinnen brachten meine geschätzten Kollegen im Dramatischen in äußerster Verwirrung. Das Stück hielt sich bis um die Weihnachtszeit. Damals machte nun mein Kollege John R., Korrespondent einer Londoner Zeitschrift, einer dieser Damen auf das heftigste den Hof. Einer Mitz Klara T. . . . Eines Abends nun, als eben das Stück zur Wiederholung kam, vernahm ich hinter meinem Rücken einen höchst einfachen Dialog zwischen Klara und John. Klara, die Fingerspitzen ihrer linken Hand betrachtend, seufzte laut und vernehmlich: „Oh, ich möchte so gern zu Weihnachten einen Diamantring geschenkt bekommen!“ Eifrig Stille trat ein. Man hätte glauben können, ein kalter Hauch vom Nordpol her habe sich über den Saal verbreitet. Eine peinliche Minute des Schweigens. Es schien ein Jahrhundert zu dauern. Endlich vernahm man die Antwort Johns. Er sagte mit ganz leiser Stimme: „So etwas möchte ich auch gern geschenkt bekommen.“ Ich fürchte, die Beziehungen zwischen John und Klara haben seit diesem Dialog etwas von ihrer Süßigkeit verloren.

Die Frage: „Was werde ich geschenkt bekommen?“ ist für unsere neugierigen Mitschwester eine der wichtigsten. Soll man ihnen Geld anbieten? Sie werden es gewiß nicht zurückweisen. Aber sie werden doch Geschenke vorziehen, weil der Spender sich die Mühe nehmen mußte, darüber nachzudenken, was ihnen gefallen könnte. Auch mußte er es auswählen und überbringen. Die geschätzte Benefiziantin wäre nicht gern um das Vergnügen gebracht, den Geber sich mit der Sorge abzuquälen zu sehen: „Was wünscht sie sich eigentlich?“ Das soll er erraten! Deutlich wird es ihm nie gesagt. Es gibt ein ganzes Repertoire kleiner heuchlerischer Phrasen, das sich immer wiederholt und mich immer belustigt:

„Oh, du weißt, daß ich nicht anspruchsvoll bin. Ich möchte nur eine Kleinigkeit. Sie soll mir erweisen, daß du an mich gedacht hat!“

„Nur eine Bagatelle, ein Nichts. Wenn ich es sehe, werde ich an dich denken müssen.“

„Ich will nicht, daß du dein Geld für Dummheiten ausgibst.“

„Du weißt, wenn du nicht bei Kasse bist, hat es ja Zeit.“

„Man bekommt schon reizende Säckelchen zu einem bescheidenen Preis.“

„Vor allem etwas Nützliches. Das behält immer seinen Wert.“

„Lucie ist sehr glücklich! . . . Ihr Eduard hat sich toll verausgabt für sie!“

„Wäre ich ein Mann, wie würde ich meinen Liebling verwöhnen!“

„Ich bin keine Egoistin. Schon die gute Absicht genügt mir.“

„Ich, ich bin nur für das Solide. Nur keine Blendebilder!“

„Kauf mir nur ja nicht die gleiche Kette wie im vorigen Jahr. Niemand würde glauben, daß ich sie verloren habe.“

„Ich verlange gar nichts, ich verlasse mich ganz auf dich. Du bist immer generös gewesen.“

„Wenn es zu teuer kommt — nun, ich werde das Mus über die Summe, die du dir vorgenommen hast, selbst begleichen.“

„Berühm dich nur ja nicht den Kopf. Du kannst mir ja einen Schlüssel schenken, damit das Duzend wieder komplett wird.“

„. . . Ein paar Bonbons in einem Seidenpapier wären mir das Liebste.“

In Wirklichkeit legen die Frauen viel mehr Gewicht auf diese hübsche Förmlichkeit, zu schenken, als man eigentlich glauben sollte. Sie ist in der fraglichen Zeit das Thema aller ihrer Gespräche. Im Atelier oder im Salon oder wo immer unterhalten sie sich von nichts anderem, sie vergleichen und schäzen ab. Und Sie können mir glauben, die Männer werden dabei nicht milde beurteilt. Ist es Ihnen schon klar geworden: das Dasein unserer teuren Lebensgefährtinnen verläuft von einem Geschenk zum andern. Da ist zuerst das Taufgeschenk, wenn sie das Licht dieser Welt erblickte. Dann kommt der Geburtstag, Weihnachten, das Neue Jahr, Ostern — lauter erwünschte kalendrische Anlässe, zu ungerechtfertigten Geschenken zu gelangen. Außer diesen feststehenden gibt es noch besondere Anlässe: die erste Kommunion, später die Hochzeit, die verschiedenen Niederkünfte, der Hochzeitstag, das „erste Zahnen“ des Jungen — und erst die vielen Zufallsanlässe! Wenn die Dame Königin am Dreikönigstag geworden, wenn sie als Patin oder Franzeljungfrau gewählt wurde: immer ist es der arme Mann, der zahlen muß. Und immer sagt man ihm noch zum Trost: „Es gibt keine größere Freude auf der Welt, als zu schenken.“

Man sollte diese Freude nicht allzu hoch einschätzen, zumal wenn sie sich allzu häufig wiederholt. Das Peinlichste an der ganzen Angelegenheit ist für uns Männer die Durchführung der Zeremonie. Die Männer sind fast alle nicht sehr geschickt, jene kleinen kostspieligen Säckelchen auszuwählen, die man von ihrer Generosität erwartet. Diese Verlegenheit wird jetzt immer quälender. Früher half man sich mit einem Blumenkorb. Jetzt werden für Blumenarrangements gigantische Preise bezahlt. Für 10 Louisdor erhält man noch nichts Rechtes. Bei allem sind Frauen für solche Blumenpenden sehr dankbar.

Sie wissen: In Frankreich ist es üblich, daß dramatische Autoren den Schauspielerinnen herrliche Blumenkörbe schicken. Maurice Hennequin, mein Mitarbeiter, fand diese Errichtung eines Blumenladens nach jeder Premiere absurd. Die schönsten Arrangements sind bald verweltet; nach drei Tagen wandert das Ganze in die Küche. Hennequin hatte den Einfall, jüngeren Interpretinnen hübsche, mit Geschmack gewählte Kunstgegenstände zu schenken, doch bevor er diese Absicht verwirklichte, wollte er erfahren, was die Damen vorziehen würden. Blumen oder Kunst? Sollte man es glauben? Alle diese Damen waren für die üblichen Blumensträuße. Jeanne Cheirel, die große Künstlerin, sagte uns dieses reizende Wort: „Ich ziehe Blumen vor, sie machen uns reicher.“

Schauspielerinnen besonders kämen ohne solche Blumengaben um eine besondere Sensation. Die prickelnde Neugierde beschäftigt sie jedesmal: wer wird bei der Generalprobe die schönsten Blumen bekommen? Wie werden sich die kleinen Kolleginnen „giften“, wenn die große Rivalin mehr erhält! So kommt es, daß manche Logen wahren Repositoren gleichen. Uebermorgen freilich sind diese Blumenwunder welk und dürr. Wie rasch welkt jeder Ruhm, nur künstliches Feuerwerk verprüht ebenso rasch.

Hier auf Erden wiederholt sich alles immer wieder in anderer Form. Wir beschweren uns über die maßlosen Steuern, die der Staat uns auferlegt. Doch wer sträubt sich gegen die Lasten, welche die mondäne Lebensführung uns zumutet? Es ist ein ewiges Gezeig: Der Junggeselle, der bei Freunden öfter zum Essen geladen war, muß sich am 1. Januar revanchieren — durch ein Geschenk an die Dame des Hauses. Darüber ist gar nicht zu diskutieren. Und überall wird jene eifersüchtige Neugierde hervorgerufen, von der ich sprach und die bei Frauen aller Gesellschaftskreise zu beobachten ist. Die großen Salonherrschnerinnen setzen ihren Ehrgeiz darein, mit Geschenken überschüttet zu werden. Sie danken stets mit der gleichen Redensart: „Wie Sie mich wieder verwöhnt haben.“ Versetzen Sie sich aber nur einen Augenblick in die Situation des armen Hagestolzes, der zu solchen Naturalleistungen verpflichtet ist. Welcher Art sind diese nun? Würdevolle Frauen ziehen im Gegensatz zu den Damen des Theaters das Dauerhafte vor. Aber welche Qual der Wahl! Es gibt eine Anzahl von Luxusgeschäften, in denen herrliche Dinge zur Schau gestellt werden, entzückende Dinge, die sehr viel Effekt machen und dabei von vollendeter Ueberflüssigkeit sind. Von der hübschen Bündelholzschachtel, in die man die abgebrannten Zunder steckt, und den tausend entzückenden Nichtigkeiten, die sofort Farbe und Façon verlieren. Und dabei welche Preise! Eine Nischenschale oder eine Zigarettendose kostet beinahe so viel wie ein Kostüm. Und dabei riskiert man immer etwas Furchterliches. Jedem schwebt bei diesen Einkäufen der Wunsch vor: mit möglichst wenig Geld einen Gegenstand zu erstehen, der besonders viel Effekt macht. Da nur sehr wenige Gegenstände diesen Voraussetzungen entsprechen, geschieht es nicht selten, daß die nämliche Dame zehn Bonbonnieren oder ein Duzend Likörservice erhält. Dies ist der einzige Fall, in dem zu viel des Guten schadet.

Für ein bescheidenes Budget war der Antiquitätenhändler eine Zeitlang die Rettung. Man wählte in einer verstaubten Butike irgend etwas Verstaubtes, ein Glas, eine Base, eine Statuette, ein Flakon oder dergleichen. Man ließ dann die Herrlichkeit ein bißchen reinigen und überfandte

sie, begleitet von Blumen oder Bonbons. Diese Möglichkeit ist uns leider nunmehr so gut wie verschlossen. Zunächst kennen selbst bescheidenere Frauen den Wert solcher Rippes sehr genau. Auch werden die Preise, seitdem jetzt förmliche Razzien auf die Antiquitätenhandlungen veranstaltet wurden, immer unerschwinglicher.

Mancher denkt, Marons glacés, eingelegte Früchte, Konfitüren, Schokolade könnten ihm aus der Verlegenheit helfen, aber auch hier sind die Schwierigkeiten nicht geringer. Man muß mindestens ein Kistchen schicken, und vor allem: es muß sehr luxuriös aussehen. Das kostet mehr als andere Geschenke und macht keinen allzu glänzenden Eindruck. Auf die Umhüllung allein kommt es an, ebenso wie bei den Parfüms auf die Flakons, der Inhalt ist nebensächlich. Dabei gibt es nichts Paradieseres als Bonbonnieren. Man schenkt sie fast immer wie Arbeitskörbe an das Stubenmädchen weiter oder an die Hausbesorgerin. Ueberdies sind diese Bonbonnieren fast nur mehr für die Empfängerinnen als Austauschobjekte verwendbar, die Marons glacés, eingelegte Früchte werden rasch mit einem Kärtchen an eine Freundin geschickt, der man verpflichtet ist. So wandert ein solches Paket manchmal durch ganz Paris, bis es endlich, ganz faniert, an einen braven jorgenbelasteten Familienvater gerät.

Bei Geschenken kommt es manchmal zu unvorhergesehenen Ueberraschungen. Erinnern Sie sich an die Geschichte, die einem berühmten Mitglied der Comédie Française passierte? Diese Künstlerin — heute ist sie verschollen — war wegen ihres Geizes berüchtigt. Sie besaß eine Schar Anbeter, die sie mit Geschenken bedachten. Einer von diesen, ein Russe, schickte ihr zu Neujahr einen herrlichen Sterlet in Eis. Die Schauspielerin ließ den Fisch ohne Säumen in die Markthalle bringen. Sie wollte möglichst großen Profit von diesem Geschenk. Einige Tage später besuchte der russische Freund Mlle. R. und sagte ihr: „Wie fanden Sie den Sterlet?“

„Oh, ausgezeichnet, teurer Freund“, sagte die Schauspielerin.

„Und die Türkisfen?“

„Welche Türkisfen?“ fragte die Schauspielerin beunruhigt.

„Aber die Türkisfen, mit denen ich die Riemen garniert hatte.“

Ah, Mlle. R. hatte vergessen, daß ihr Russe Türkisfenminen besaß! Unmittelbar nach diesem Erlebnis, heißt es, erkrankte sie schwer. . . .

(Deutsch von Paul Berthelmer.)

Einfall einer Erzählung.

Von Hermann Bahr.

Als Robert das Untergymnasium glücklich hinter sich hatte, vermachte ihm der Anwalt in der ersten Aufwallung väterlichen Stolzes eine Reise; die gestrenge Mama gab ihren Segen dazu, froh, sich eine Weile von den Streichen des daheim sehr ungebärdigen Sohnes erholen zu können; Robert der Teufel hieß er im ganzen Hause. Sie fuhr natürlich nach Salzburg, in die Mozart-Stadt, doch Robert fragte nach Mozart so wenig als nach den großen Fürst-erbischofen, er verliebte sich auf den ersten Blick in den gewaltigen Untersberg, er mußte hinaus! Sein Herz schlug laut, des schweigenden Vaters bedächtigen Schritt kam dem eiligen Söhnchen kaum nach, er atmete auf, als er endlich oben im Schutzhause saß. Sie trafen da gute Gesellschaft an, Jäger und Schützen, die sich freuten, dem glühenden Knaben alle Sagen aufzutischen, von denen der ehwürdige Berg umponnen ist, aber keine traf den Jüngling so tief ins Herz, wie die vom dünnen Birnbaum auf dem Wahlsferfelde. Die deutschen Stämme haben ja stets um den Borrang, jeder will Herr über alle, keiner Knecht sein, die Fehde ruht nicht, bis dereinst das Reich Gottes kommt. Dann blüht der dürr Birnbaum auf dem Wahlsferfelde wieder auf, dann steigt der jetzt verborgene Kaiser von seinem in Wolken unsichtbaren Thron, die hellen Menschen scharen sich um ihn und es geht die furchtbare Schlacht an, bis die dunklen Menschen niedergelagert sind — ja, da mußte doch Robert dabei sein! Auf seine Frage, welcher Kaiser denn aber eigentlich im Untersberg sitzt, den Anbruch der letzten Schlacht erwartend, gaben ihm die Jäger die Wahl frei zwischen Kaiser Karl und dem Kaiser Friedrich, ohne sich darauf einzulassen, welcher Karl, der Große oder der Fünfte, und welcher Friedrich, der Hohenstaufe oder gar der alte Fritz, die Herrschaft übernehmen wird; ja manche meinten, daß es weder ein Kaiser noch ein König, sondern ein böser Zwerg sein wird, aber das verdroß den Knaben, das ließ sein Stolz sich durchaus nicht einreden. Uebrigens war es ihm eigentlich gleich, wer den Oberbefehl über die Schlacht führen wird, er wollte nur dabei nicht fehlen, wenn die Stunde zum hellen Siege schlug.

Jahre waren seit der Wanderung Roberts auf den Berg der Geheimnisse vergangen in schweren Sorgen des Vaters, denn der Junge tat nirgends gut, immer wieder seinen Beruf wechselnd, in jedem seine Pflichten veräußend, bis dem Alten doch endlich die Geduld riß und er das mißratene Kind verstieß; er gab dem verlorenen Sohne noch Geld zur Fahrt nach Amerika, in der Neuen Welt ein neues

Leben zu beginnen. Robert war einverstanden, er verschwand, auf keinen mahnenden Brief des Alten antwortend; der Vater starb, der Sohn blieb verschollen. Aber, als er drüben von einer Revolution in Oesterreich erfuhr, da trieb es ihn heim, da rief es in ihm: Blüht der dürre Birnbaum auf der Wahlserheide endlich auf?, und mit dem nächsten Schiffe fuhr er heim. Das Vaterland hat lange genug gezögert, jetzt ist es endlich reif für ihn, die Kaiserstadt ist entkaiseret, sie verlangt jetzt einen neuen Herrn, dafür hat ihn das Schicksal aufgestellt! Als er aber nach seiner Heimkehr gewahrt wird, daß jeder zweite Wiener sich zum Ketter Wiens aufgespart fühlt, gerät er in Wut über die Betrüger, die sich ebenso vorbestimmt wähnen und ihm die Herrschaft, die doch ihm allein gebührt, eskamotieren wollen. Die letzten Nachrichten über unseren Robert den Teufel sagen, daß er, auch aus Rußland, wohin er in seiner Erbitterung gegen Wien entflohen war, verwiesen, jetzt General in der Armee Chinas ist. Vielleicht gibt es dort auch einen dürren Birnbaum, der wieder aufblühen will.

Schwedische Weihnachten.

Von August Strindberg.

(Aus dem Nachlasse übertragen von Emil Schering.)

Vor einigen Jahrzehnten begannen die Stockholmer Weihnachten ihr Herannahen in der letzten Woche des November anzukündigen, das heißt, mit dem ersten Adventsonntag, an dem ein etwas festlicheres Lied außer dem Adventgesang: „Nacht hoch die Tür, die Tor macht weit“, oder: „Mit Ernst, o Menschenkinder“, von der Orgeltempore gegeben wurde.

Am ersten Sonntag im Dezember wurden dann die Kinder des alten Bürgerhauses zusammengerufen, und nun wurden die Sparbüchsen geöffnet. Der Betrag war ein Ausdruck für des Eigentümers Fleiß in der Schule während des verfloffenen Jahres. Die Klassen wurden gezählt.

Nachdem ein Teil für die Pensionäre des Hauses hinterlegt war, die meist aus alten, kränklichen Ammen und älteren Greisen bestanden, und die während des Jahres ihren regelmäßigen Besuch an bestimmten Tagen abgelegt und daher Namen wie Dienstagalter, Sonntagalter, Sabbatalter erhalten hatten, machte man ein Programm für den Einkauf der Weihnachtsgeschenke an Familienmitglieder, vom ostindischen Schnupftuch für Vater bis zu den Kopftüchern der Dienstmädchen und dem Vorhemd und der Zigarrenspitze des Knechtes. Die geheimnisvolle, stimmungreiche Weihnachtszeit war da.

Beunruhigende Vorböten begannen sich in der Wohnung zu zeigen; die Gardinen wurden abgenommen und die gähnenden Fensteröffnungen entblößt; die Betten fingen an, ungemacht auszuweichen, denn die weißen Bettdecken waren verschwunden; die Möbel wechselten ihre Plätze. Das ganze Haus atmete eine geheimnisvolle, nicht ungemütliche Unbehaglichkeit.

In der Küche war voller Auflauf; der Schlächterburfsche war im Hause gewesen und hatte das Schwein zerlegt, eine langwierige Verrichtung mit gewissen edleren Teilen des Tieres; eine stattliche Pressfüße glänzte auf und verschwand im Keller, um bis zu dem großen Tage nicht mehr gesehen zu werden, dagegen traten die Schweinefüße bereits im voraus beim Abendbrot auf, und der Schmer wurde ein stehendes Adventsgericht. Man hatte ein ganz feines Mehl zum Kleinbäcker wandern sehen, und schwedisches Bier in halben Flaschen wurde in den Keller befördert.

Die Hausfrau und die älteste Tochter hatten eine nächtliche Zusammenkunft beim Kleinbäcker, wo der ganze Weihnachtsvorrat von Brot gebacken wurde. Jetzt wurde das Kupfer von den Fächern genommen, und Berg, Brauntwein und Pelfsand machten es bald glänzend wie die Sonne. Holzgefäße, Tische und Stühle wurden gescheuert; der Schornsteinfeger kam mitten dazwischen, unwillkommen wie immer.

Nun ist der vorletzte Tag vor dem Festtag da, und nun soll bei den Lejas eingekauft werden. Man geht aus Gewohnheit noch zu Benjamin Leja am Gustav-Adolf-Markt. Dort wird eine langwierige Ueberflucht der Artikel vorgenommen, von dem kleinen Zwölfschillingräum nach dem Hofe bis in den großen Raum nach dem Markte, wo es Sachen gibt, die mehr als zwei Reichstaler kosten — bedenke, einen blauen Zweier banko!

Die Weihnachtsgeschenke von der unnützen und lustigen Sorte bestanden aus Zinnsoldaten, Guckkästen, Kaleidoskopen, Schachteln mit gemalten Häusern, Bäumen, Menschen und Tieren; Küchen, Küchengeräten, Services, Möbelen, Ställen, Trompeten, Maultrommeln, Blechharmonikas, Korkpistolen, Säbeln, Gewehren, Patronentaschen.

Die Sachen waren nicht gerade dauerhaft, aber sie waren ziemlich billig. Das Behagen lag vielleicht zum Teil darin, daß man ihrer nicht überdrüssig werden konnte, denn nach dem Epiphaniafest waren sie gewöhnlich unbrauchbar oder fortgekommen.

Am Tage vor Weihnachtsabend gehen die Kinder mit den Dienstmädchen auf den Weihnachtsmarkt und besehen die mehrarmigen Lichter und die mit farbigem Papier verzierten Armleuchter. Ein Handel kommt da jedoch nicht in Frage, denn es soll nun ein für allemal Leja das Weihnachtsgeld haben!

Der Weihnachtsabend ist endlich da. Der Vormittag ist sehr lang, wenn auch hoffnungsvoll. Der Weihnachtsbaum ist angelangt. Nachdem sich der Fuß als unbrauchbar erwiesen hat, steht der arme Kerl in der Ecke, bis der Knecht einen neuen Fuß zugehauen hat. Dann wird er mit farbigen Papiersternen und Glaskugeln bekleidet, und auf die Enden der Zweige werden Etliche vom Wachsstock gesetzt. Dann werden Risse der Kohlen und Rasse das Ferkel an den höchsten Zweig gehängt und der Zuloos und der ganze Staat von Äpfeln und Nüssen.

Es geht auf Mittag, aber die Eltern sind noch nicht zu sehen; sie weilen in der Stadt. In der Küche ist bloß ein einziger Diensthote, der auf die Töpfe aufpaßt. Der Mittag kommt, aber kein Essen ist zu sehen, sondern man erhält Anweisung, in die Küche zu gehen und Kaffee zu trinken oder, wenn man das lieber will, Franzbrot zu essen, das in

einen von den großen Töpfen gekaut wird. Es beginnt zu dämmern, aber Lichter werden doch nicht angezündet.

Um fünf herum langen die Eltern an, äußerlich ruhig wie gewöhnlich, aber mit leeren Händen. Sie hatten nämlich, wie sich später zeigte, ihre Einkäufe vor vierzehn Tagen gemacht. Ein kleiner Bruder kann erzählen, er sei in einem Waschkorb voller Pakete getreten, als er in der Garderobe Verstecken spielte.

Um sechs Uhr hörte man ein heftiges Klingeln, und eine unbekannte Mannsperson mit in die Höhe geschlagenem Kragen, schwarzem Schnurrbart und Brille erscheint, fragt mit barscher Stimme, ob die und die Herrschaft hier wohnt. Dann überreicht er ein größeres Paket, das sofort in die erwähnte Garderobe geschafft wird.

Einige Minuten nach seinem Abgang kommt — da geht man niemals fehl — Dunkel Halle. Das ist der Knecht Ruprecht der Familie, der alte Junggeselle, der Kinder fröhlicher Freund — aber er hat nichts bei sich. Mit Verdruss erklärt er, er sei so spät von seiner Arbeit gekommen, daß er nichts habe kaufen können — aber nächste Weihnachten wird er besser daran denken. Er läßt seine Taschen untersuchen, und sie erweisen sich wirklich als leer.

Später am Abend zeigt sich jedoch, daß eine Menge kleiner Gaben keinen anderen Geber gehabt haben können, als den lechzändigen Dunkel Halle, der nun in den Verdacht kommt, zu dem unbekanntem Herrn, der so laut klingelte, in irgendeinem intimen Verhältnis gestanden zu haben.

Jetzt wird der Weihnachtsbaum angezündet; alle, Kleine und Große, Junge und Alte, fassen sich zum Kreis. Die Mägde werden aus der Küche geholt. Bei den weihnächtigen Melodien der Desapolka tanzt man um den Weihnachtsbaum, nicht den wilden Tanz, der Freude oder Leidenschaft ausdrückt, sondern die Art Tanz, die früher einmal der Bestandteil eines religiösen Kultes gewesen ist.

Die kleinsten Kinder erhalten nun ihre Zuckklapps und ihren Zultisch, worauf Vater und Onkel in das innerste Zimmer gehen und sich dort einschließen, um zusammen zu „arbeiten“. Die Kleinen gehen zu Bett, und um acht Uhr wird der Tisch gedeckt. Dann und wann hört man ein heftiges Klingeln, und eine geheimnisvolle Person offenbart sich in verschiedenen Gestalten, jedoch stets ein Paket abliefernd.

Um halb neun Uhr setzt man sich zu Tisch. Die jede Weihnacht wiederkehrenden Gerichte sind Laugesisch, Reisbrei und Butterkuchen, worauf Wein folgt.

Das Servieren der Lorte gab das Signal für das Herbeibringen der Weihnachtsgeschenke in einem Waschkorb; dieser wurde neben dem Vater placiert, der nun die Aufschriften las, die sehr oft von scherzhaften Titulaturen begleitet oder auch mit Versen versehen waren. Bisweilen hatten die Pakete verschiedene Umschlagadressen und wanderten dann von einem zum anderen, bis sie zum Eigentümer kamen.

Um Mitternacht erst war alles vorüber. Man trennte sich mit festen Vorsätzen, in den Weihnachtsfrühgottesdienst zu gehen, der um sieben Uhr begann.

Um sechs Uhr am Weihnachtsmorgen waren die Kinder und die Mägde auf den Beinen. Dunkel Halle wurde von vielen Paaren kleiner Arme aus seinem schweren Schlaf gerissen. Sobald er wach war, stand er auf und ging zu den Erwachsenen, während die Mägde die Kleinen nach der nächsten Kirche führen mußten. Dunkel Halle dagegen wollte immer in St. Clara gehen, denn er war in der Gemeinde geboren und nahm niemals Rücksicht darauf, wer predigte.

Dunkel lagen die Straßen da, eine und die andere argandische Laterne verbreitete einen schwachen Schein. Eine oder die andere Kollgardine deutete an, daß sich Kirchenbesucher auf den Beinen befanden. War der Morgen klar, konnte man in einer Gassenöffnung oder auf einem Markt einen Schimmer vom Morgenstern sehen, der für die Kinder der Leitern von Bethlehem war.

Als man auf den Kirchhof kam, sah man die dunkle Kirche sich wie einen Felsen erheben. Die hohen, glänzenden Fenster zwischen den entlaubten Linden gewährten ein Bild, das einen nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Man ging zum großen Eingang hinein, schauderte beim Anblick der Armenländerbank, fühlte sich aber bei den vielen Lichtern bald warm.

Die Schulkinde sangen „Hosianna“ und „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“. Die Predigt war lang, und man froh an den Füßen. Das große Altarfenster, das zuerst schwarz war, begann inzwischen heller zu werden, denn es lag nach Osten. Die Lichter wurden rot, und der Frühgottesdienst war aus. Als man heraustrat, war es heller Tag.

Am Weihnachtstage wurde für ältere nahe Verwandte und Buchhalter sowie für Gönner und Freunde, die sonst nicht zum Verkehr gehörten, Familientag gehalten. Der Abend wurde in Ruhe und ohne Lärm am Arbeitstisch zugebracht.

Der zweite Feiertag wieder war der Tag der Jugend. Da wurde am Abend gespielt und getanzt. Die Alten eröffneten den Ball mit einer Promenadenpolonaise. Walzer, Polka, Française, Mazurka waren die üblichen Tänze. Ältere Leute tanzten noch den alten oder Dreischrittwalzer. Fähigere halbalte Leute, die in der Provinz gewesen waren, konnten auch eine bewunderte „Slängpolka“ ausführen.

Unter den Spielen waren die Pfänderspiele die beliebtesten, und die Pfänder mußten ehrlich eingelöst werden mit dem gangbarsten Zahlungsmittel, das ein Kuß war.

Inzwischen hatten die Kinder ein Schattenspiel als Weihnachtsgeschenk erhalten. „Die zerbrochene Brücke“ oder „Der muntere Peter und der Gascogner“, das 1849 herauskam und mit großem Beifall auf allen kleinen Familientheatern gegeben wurde. Die Personen sind: Peter, Landwirt; ein Gascogner; Niklas, Fährmann; eine Schar Gänse.

Wenn der Vorhang aufgeht, schwimmen die Gänse einigentlich über die Bühne. Darauf kommt Peter mit seiner Hacke und geht auf die Treppe links. Er ruft nach Niklas. Der kommt mit dem Boot und fährt Peter hinüber, der auf die Brücke geht und mit seiner Hacke zu arbeiten anfängt.

Jetzt kommt der Gascogner von der anderen Seite auf die Brücke und sieht das offene Wasser unter sich, wobei folgender merkwürdige Dialog entsteht:

Gascogner: Sag' mir doch, mein Freund auf der anderen Seite vom Strom, wo ist die Brücke geblieben?

Peter (arbeitend): Die ist in den See gefallen.

Gascogner: Die ist in den See gefallen? Das ist eine Antwort, die nichts bedeutet. Ich will wissen, ob man über den See kommen kann!

Peter: Die Gänse gingen eben hinüber.

Gascogner: Zum Teufel! Die Gänse können schwimmen, das ist nichts Neues! Was plapperst du? Ich frage, ob der Strom sehr tief ist!

Peter: Der ist so tief, daß die Steine den Grund erreichen.

Gascogner: Sag' mir, verkauft man guten Wein in jenem Wirtshaus?

Peter: Man verkauft mehr, als man fortgibt.

Gascogner: Mit wem bist du verheiratet?

Peter: Mit meiner Frau, du Frosch.

Der Gascogner kommt immer mehr ins Zanken und verspricht dem Peter Flügel. Niklas wird vom Gascogner angerufen. Er kommt mit dem Boot und rudert den Gascogner hinüber.

Aber als das Boot gerade unter der Stelle ist, wo Peter steht, schiebt dieser Schutt hinunter, der dem Gascogner den Hut zerschmettert. Neuer Streit.

Der Gascogner kommt ans Land, schleicht sich hinter Peter und schuppt ihn in den See. Peter ist dabei zu ertrinken, als Niklas mit dem Boote kommt und ihn rettet. Vorhang!

Unter den Spielen sei auch an das Aufnehmen in einen Orden erinnert. Die allgemeinste Rezeption war die in den Schweigeorden. Die Zeremonie wurde so improvisiert:

Der Rezipiend, welcher nur Vergnügen an dem Spiel finden konnte, falls er früher noch nicht dabei gewesen, wurde in ein dunkles Zimmer geschlossen.

Der Ordenssaal wurde auf die Weise hergerichtet, daß ein Tisch mitten ins Zimmer gestellt und mit allen möglichen Lichtern und Lampen bedeckt wurde.

Vor diesen wurde eine Menge Toilettegegenstände aufgereiht und andere von blinkendem Neufnern, unter die ein Gegenstand ganz wertloser Natur geschmuggelt wurde, ein Kork zum Beispiel.

Wenn nun der Großmeister, gewöhnlich mit einem umgekehrten Schlafrock drapiert (mit rotem Futter nach dem Brauch der Zeit), den hereingeführten Rezipienden fragte, welches von den Kleinodien des Ordens er am höchsten schätze, mußte natürlich der Kork angegeben werden, sofern die Aufnahme in Frage kommen sollte. Wurde falsch geraten, beobachteten die Offizianten ein eigensinniges Schweigen. Wenn aber richtig geraten wurde, brach die Gesellschaft in ein betäubendes Geschrei aus.

So viel vom schwedischen Weihnachtsfest.

Raum, Aether und Feld.

Ein Vortrag Einsteins über die Entwicklung des physikalischen Raum- und Aetherproblems.

Es gibt keine Sprünge in der Geschichte des menschlichen Geistes. Kontinuierlich reißt sich Weltbild an Weltbild. Keines ist ganz neu, ein jedes enthält Züge des von ihm überwundenen, und Problem entsteht auf Problem, baut auf Problem auf. Auch die revolutionärste Erkenntnis setzt irgendwie eine Entwicklung fort! Das war das eine Resultat des Vortrages, welchen Albert Einstein am 11. Dezember in Berlin im Harnack-Hause hielt, das andere wurde eine Schau über Entwicklungen der Naturerkenntnis von Euklid bis zu der einheitlichen Feldtheorie, die Einstein zu Beginn dieses Jahres der Öffentlichkeit übergeben konnte.

Der euklidische Raum, der Raum der drei Dimensionen, in welchem zwei Parallelen sich im Endlichen nicht schneiden, ist zwar zwei Jahrtausende lang die herrschende Raumform gewesen, aber der physikalische Inhalt dieser Form hat bis zu seiner Entthronung durch die neue Physik mannigfache Wandlungen durchgemacht. Euklid hatte wie Einstein besonders betont, keinen Raumbegriff im Sinne etwa des Newtonschen absoluten Raumes, er kannte nicht einmal den „reinen“ körperfreien Raum, für ihn wie für die griechische Philosophie aller Systeme war das Raumproblem stets an das Stoffproblem gebunden. Plato nannte den Raum den „Vater aller Dinge“, und er deutete damit schon an, daß er den Raum als eine Art Urstoff ansah, aus dem die körperlichen Dinge gebildet wurden. Nicht Atome, sondern die „Elementartriade“ waren die Urteilchen. Die Griechen kannten also nicht die Trennung von Raum und Rauminhalt: Punkt, Linie und Ebene waren für sie nichts anderes als ideale Abwandlungen des Körperlichen. Die euklidische Geometrie hatte es, wie es Einstein einmal bei anderer Gelegenheit formuliert hat, gar nicht mit dem Raum, sondern mit geometrischen Figuren, mit Punkt, Gerade und Ebene zu tun.

Die Befreiung der Raumform vom Rauminhalt.

Die erfahrungsgemäße Entwicklung des Raumbegriffes beginnt mit Erkenntnissen über die möglichen Lagerungen körperlicher Objekte, weshalb die Begriffe Körper und Lagerungen dem Raumbegriffe vorangehen. Der Raum als Kontinuum, als „Gefäß“, in welchem die Welt und alle Dinge enthalten sind, spielt in der Geometrie der Griechen wie in ihrer Philosophie noch keine Rolle. Sie kennen nur den „Zwischenraum“ zwischen den materiellen Dingen, durch welche er erst gegeben wird. Den „reinen“, von aller Körperlichkeit gelösten Raum konnten sie sich ebensowenig vorstellen, wie die abstrakte Zahl. Es ist bekannt, wie große begriffliche Schwierigkeiten ihnen die Einführung der Null in die Algebra gemacht hat. So wurde die Schaffung des Raumbegriffes als eines Kontinuums die große Leistung der italienischen Renaissancephilosophie und vor allem Descartes. Er hat den „Euklidischen Raum“ in die Mathematik ein-